

# Volksstimme

Sozialdemokratisches Organ für den Regierungsbezirk Merseburg.

Die „Volksstimme“ erscheint täglich abends (mit Ausnahme der Sonn- und Festtage). Verantwortlicher Redakteur für den Zeitungs- und Druckereibetrieb: Dr. Kurt Schmidt, Postfach 110, Merseburg. Druckerei: Druckerei des „Volksstimme“ in Merseburg, Große Mühlstraße 27. Preis für den Abnehmer 1 Mark 50 Pfennig. Preis für den Einzelkäufer 10 Pfennig. Preis für den Einzelkäufer 10 Pfennig. Preis für den Einzelkäufer 10 Pfennig.

Druckpreis: Monatlich 80 Pfennig, beim Abholen von der Expedition monatlich 70 Pfennig. Bei den Postanstalten monatlich 80 Pfennig. — Anzeigerpreis: Die Zeitschriften sind zu beziehen im Verlagsbüro, Große Mühlstraße 27, Merseburg. Preis für den Einzelkäufer 10 Pfennig. Preis für den Einzelkäufer 10 Pfennig. Preis für den Einzelkäufer 10 Pfennig.

Nr. 17.

Halle, Mittwoch den 20. Juni 1917.

1. Jahrgang.

## Rein Hindernis.

Mit allen gegen vier Stimmen hat die französische Kammer die Kriegskredite für die Monate Juli, August und September angenommen. Die vier, die gegen sie stimmten, waren Sozialisten von der sogenannten Zimmerwald Richtung. Einige andre Sozialisten haben sich der Abstimmung enthalten. Das Gros der sozialistischen Partei aber, Mehrheit wie Minderheit, haben die Kriegskredite bewilligt.

Die Kämpfe zwischen der Mehrheit und der Minderheit der französischen Sozialisten haben in der letzten Zeit eine große Rolle gespielt. In ihnen spielte der

### Streit um die deutsche Sozialdemokratie

nicht die geringste Rolle. Die französische Mehrheit griff die deutsche Sozialdemokratie heftig an und befehligte sie, durch die Bewilligung von Kriegskrediten den Imperialismus und die Reaktion in Deutschland unterstützt zu haben. Die Minderheit wies dagegen darauf hin, daß die deutschen Sozialdemokraten im Innern ihres Landes den beständigen Kampf gegen die Annexionen führten, sie empfahlen mitunter der „Humanität“ den „Vorwärts“ und der französischen Mehrheit die Reden Scheidemanns als Muster. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß die französische Minderheit unbedingte Gegner aller Annexionen gewesen wäre. Sie wollte nur die

### Küderoberung Elsaß-Lothringens

von einer sogenannten Volksabstimmung abhängig machen, die jedoch so konstruiert war, daß sie weiter nichts als ein demokratisches Mäntelchen für eine wirkliche gewaltsame Eroberung gewesen wäre. Ein großer Teil der Bevölkerung von Elsaß-Lothringen, nämlich alle Teile der Trennung des Landes von Frankreich aus dem Reichs Jugemanderten und anständig Gewordenen, sollte von der Abstimmung ausgeschlossen werden, was entschieden allen demokratischen Prinzipien widersprach. Nichtsdestoweniger war die französische Minderheit bereit, mit der deutschen Sozialdemokratie über die Friedensfrage zu verhandeln, und für die deutsche Sozialdemokratie war natürlich, entsprechend der Haltung, die sie seit Kriegsbeginn eingenommen hatte, die Meinungsverschiedenheit über Elsaß-Lothringen kein Grund, mit den Franzosen nicht zusammenzukommen.

In der letzten Verammlung des Nationalrats erfocht nun die Minderheit in der Konferenzfrage ihren berühmten Sieg. Der Nationalrat beschloß,

### nach Stockholm zu gehen,

wenn auch nicht dort direkt mit den Deutschen zu verhandeln. Da legte sich die französische Regierung ins Mittel und machte von der diktatorischen Gewalt, die ihr der Krieg verleiht, Gebrauch, indem sie durch Pappverweigerung die Sozialisten an der Ausführung ihres Beschlusses verhinderte. Ribot, der Ministerpräsident, hielt bei dieser kriegerischen Schärfe weit übertrat und die Eroberungsziele der Regierung deutlich zum Ausdruck brachte.

Diese Vorgeschichte mußte ins Gedächtnis zurückgerufen werden, um für die neue Kreditbewilligung in der französischen Kammer den richtigen Standpunkt der Beurteilung zu finden. Im Zusammenhang mit dieser Vorgeschichte muß nochmals die Tatsache unterstrichen werden, daß die Kriegskredite nicht nur von der Mehrheit, sondern

### auch von der Minderheit angenommen

oder wenigstens nicht abgelehnt worden sind.

Für den, dem die Verweigerung von Kriegskrediten das A und O einer oppositionellen, grundsätzlich sozialistischen Lastrift sind, ist es selbstverständlich, daß er von diesem Tatbestand aus zu einem vernünftigen Urteil über den französischen Sozialismus, und zwar nicht bloß über die Mehrheit, sondern auch über die Minderheit, die uns deutschen Sozialdemokraten so oft als Muster empfohlen wurde, gelangen muß. Der Sack der internationalen Verständigung wäre jedoch sehr leicht gebrochen, wenn jetzt von Deutschland aus ein moralisches Trommelfeu gegen die französische Kreditbewilligung eröffnet werden würde. Besser ist es, wenn wir die Motive, von denen sich die Franzosen leiten lassen, zu verstehen versuchen.

Die Franzosen, Mehrheit wie Minderheit, wollten sich nicht dem Vorwurf aussetzen, daß sie der Verteidigung ihres Landes Abbruch zu tun beabsichtigten. Sinter diese grundsätzliche Erwägung haben sie alle tatsächlichen Bedenken zurück-

gestellt. Sie sind nicht einmal davor zurückgeschreckt, die Kredite einer Regierung zu bewilligen, die ihnen durch die Pappverweigerung eben erst eine schwere Schmach angetan hatte. Ob dieses Verhalten der französischen Sozialisten richtig oder falsch war, dies zu entscheiden, ist nicht unsere Aufgabe. Wogegen wir uns aber entschieden wehren müssen, das ist der Versuch, Franzosen und Deutsche

### mit verschiedenem Maße zu messen.

Was dem einen recht ist, ist dem andern billig. Wenn die Franzosen die Kredite einem Ministerpräsidenten bewilligen dürfen, der in wilden Zerschmetterungs- und Eroberungsplänen schwelgt, und der sie nach den Folgieimantieren des gefenesen russischen Zarismus behandelt, dann haben die Franzosen wirklich nicht das Recht, die deutschen Sozialdemokraten als „Sozialimperialisten“ und „Agenten des Kaisers“ zu beschimpfen, weil auch sie ihrem Land in einem Konflikt, der das deutsche Volk in seinem Bestand bedroht, die Mittel zur Selbsterhaltung nicht verweigern wollen.

Der Streit um die Kriegskredite, der einst die Gemüter so sehr erhitzte, hat ja längst an Bedeutung stark verloren. Meinungsverschiedenheiten, die einst unüberbrückbar schienen, könnten heute bei einigem guten Willen in aller Ruhe durchgesprochen und erledigt werden. Wogegen sich die deutsche Sozialdemokratie, genau so wie die französische, wehren mußte, das war der Verdacht, daß ihr das Schicksal des eigenen Staates im Kriege weniger wichtig sei als dem bürgerlichen Parteien. In drei Jahren des Krieges ist der alte Köhlerglaube, die Sozialdemokraten seien Feinde ihres eigenen Landes, so gründlich ausgerottet worden, daß ein Rückfall in ihn kaum noch möglich ist. In diesem Sinne hat auch die Kreditbewilligung drüben wie hüten ihre Funktion erfüllt, und der Streit um sie ist so ziemlich gegenstandslos geworden.

Heute kommt es auf etwas ganz andres an: nämlich darauf, daß die Kreditbewilligung kein Hindernis der internationalen Verständigung sein darf. Darum sollen die Sozialisten der verschiedenen Länder aufhören, gegeneinander Vorwürfe zu erheben, weil sie aus dem Mangel der Umstände heraus hüten wie drüben genau dasselbe taten.

## Eine Stadt im Sterben.

Die „B. Z.“ bringt die erschütternde Schilderung eines Kampfers im Westen, in der es heißt:

Für eine ganze Stunde stand die große elegante Stadt förmlich Kopf. Zum erstenmal in zwei langen Jahren genügte es nicht, nur c'est la guerre (das ist der Krieg) zu sagen. Der Fettel, der an den Mauern und Ecken der Stadt klebte, sah allen wie ein Faustschlag im Nacken. Die Stadt mußte binnen 14 Tagen von sämtlichen Einwohnern geräumt sein.

Diese schöne, große, elegante Stadt! Sie besaß alles, was eine große Stadt in Frankreich besitzen kann: eine berühmte Hofkapelle, ein Rathaus, ein großes Theater, Denkmal, Straßenbahn und den wundervollen Park. Sie besaß einen Hofpalast, große Schulen und verträumte Stadtparks, und Hofkotten, Restaurants und verführerische Cafés, Kaffeehäuser mit verschiedenem Sonderzimmern.

Wenn man im Tread und Speck von vorn kam, verfiel es einem beim Anblick dieser Stadt den Namen. Man betam das Glocken in die Augen über ein einziges Paar Städtchen, das so elegant, so raffiniert sorglos von seiner Beherrscherin getragen wurde, als seien wir alle überhaupt nicht da, als gäbe es gar keinen Krieg. Nachmittags zwischen fünf und sieben gab's einen Bummel à la Lauenitz in selbigeuer Pelange. Und im Park war Konzert: Wagner und die Nacht am Rhein. Nun padte die große, elegante Stadt ihre Koffer. Das ist der Krieg.

Aber die Vorstadt. Die Vorstadt hat keine Koffer, hat keine Städtchen; die Vorstadt hat nichts.

### Die Vorstadt betrauert.

In der Vorstadt lebt der 21000-Frant-Mentner, der ein armer

Mann ist, denn er hat nur einen weißen Kragen für die Woche und einen Vorkrat dazu, der, Gott sei Dank, nichts kostet und die Kranzsteine und Chem-fette erspart. Er hat sein Mädchen Zigaretten für die Woche und seinen Kaffee im Etmament. Wenn er einen Centime mehr verbraucht, ist er schon ein Verschwendender und lebt über seine Zinsen.

Neben dem Mentner lebt der Frant: Waldtraute, Tagelöhner, Jehnshausbinde (10 Sous und 40 Pf.) und Kinder, der denen man erschrämt, mit einer entscheidenden Frühlings-Augen und Lippen. In der Küche haben sie alle zusammen, ungemöbelt, ungemalt. Sie sind eben aus den Betten gestiegen und starren nun die Wände an.

Mein Quartierwirt ist ein Gärtner. Er hat einen Garten und wartet auf Frieden und Frühling. Er harret mich an mit einem Gemisch aus Gips, ohne Leben. Nur in den Augen flackert ein Hoffen.

### Heber Nacht ist er arm geworden.

Sein Kapital, sein Verdienst liegt im Garten. „Vorwärts Hebermann!“ fragt er. Ich antworte die Achseln, ich bin Soldat. Und im Zusammenhang sage ich: „Es ist recht traurig, Sie recht traurig.“ Und die ganze Küche schreit hinter mir her: „Tres triste (sehr traurig) pour tout le monde, tout le monde, tout le monde — (für die ganze Welt).“

Am Markt ist Wöje. Im Uhlraden wird Zucker verkauft und Meis. Der Wäcker hat Mäntel und Mäntelchen im Schaufener hängen. Viehe, Viehe! Man wird ganz wirt im Kopfe. Weiterhin lotete das Hund Zucker bei den Franzosen noch 4 Frant, heute kostet das kilo noch 60 „Fennih“. Meis wird verschleudert

und Bohnen und Speck und Mehl, weißes Mehl. Die Preise fallen und steigen. Die Soldaten kaufen.

Die Soldaten sind die Ketter der Stadt. Man reißt sich um ihre Groschen. Man hat in zwei Jahren Vorräte angesammelt, manche zentnerweise. Die ganze Leppigkeit des hiesigen sammelnden Franzosen kommt ans Tageslicht. Bei acht Groschen kauft er ein Stückchen Mehl, bei acht Groschen ein Stückchen Brot. Er hat im Keller für den Tagesbedarf der Wahlzeiten kleine Vorräte, die er jetzt plündert. Pflücker kosten 3 Frant das Stück.

Ich trete in einen Laden, in dessen Schaufenster Kleidern hängen. Ein ganges Dugend, in allen Größen. Ich verlege einen und die Verkäuferin legt mir vor. Schließlich wähe ich und frage nach dem Preise. Die Verkäuferin ist jung, brünet, förmlich im Nachd. epudert. Sie sagt spitz und toll: „20 Frant.“ — Ich habe auf 5 bis 8 Frant gerechnet und sahre hoch, verführe zu handeln. „20 Frant.“ Sie ist unweiblich. Ich sage ihr, daß sie diesen Preis selbst von Franzosen heute nicht erhalten würde. Ihre Augen schillern im Dunkel des Heinen, hüllen Lebens. Dann sieht sie sich schnell her: „Sie können sich im Mienen ja hien, wenn wir fort sind!“ Und glaubt, daß ich sie nicht verstanden habe. Ich gehe und sage nur: „Malheureux“ (Unselbstig). Die letzte Seite verführe ich (so daß das Wort aus „Malheur“ = Unglück klingt). Nun darf sie's verstehen, wie sie Lust hat.

Eine Nummernkammer ist ein Salon gegen diese Küche. Sie haben den Hausrat aus allen Winkeln zusammengeschleppt und tramen, mein Witz, seine Frau und seine drei Kinder. Sie haben sich zwar noch nicht gewaschen, aber bereits gerüstet



Berichten brauchen vor der Kammer war. Schwester Hanna ist mit ihren Leuten zum Pfaffen gewesen, sehen Sie mir, wie schön! Ein junger Königshofmeister, der an den Stuhl gesetzt war, sagte es. Was lag alles darin. Obenunter ging die Schwester kein und dachte an den Ton in der jugendlichen Stimme. Sonntag früh gogen sie hinaus in den leuchtenden Frühmorgens, die dreißig Männer mit ihrer Schwester. Der kleine, das Meiste, wurde von Kameraden gefahren. Dem erstemal nach 8 langen Schmerzensstunden war es bezaubernd. Alle freuten sich wohl am meisten über ihren Meinen."

Im Ranke des Waldes wurde geschrien. Die Damen aus der Küche hatten's gut gemeint und aus dem Vorrat einige Pfaffen Speis gegeben. Es war ein Jubel und Streuen in der kleinen Schar im ganzen Hofe, als wisse niemand etwas vom Krieg und seinen Schrecken. Alle gefällig waren, wurde ein Lied gesungen: "Der hat dich, du schöner Wald, aufgebaut!" Dann kam Heinerles Stimme: "Schweizer, nun die Margeriten, recht viel Margeriten." Ein klein Stüchlein noch und eine Wiese voll leuchtend weißer Blüten dehnte sich aus. Der Tau lag noch in kleinen Perlen darüber. Eine weiße Staunen und Stille. . . Heinerles Wagen wurde zuerst geschickt. Das Jungengesicht sah stolz und glücklich aus den Blüten heraus. Er sagte nichts als: "So schöne Margeriten."

Eingend wurde der Heimweg angetreten. Vor Lich wurde die ganze Karde sonntäglich geschickt. Eine ganze Woche erzählen die weisen Klumen von dem Sonntagmorgen im Wald und auf der Wiese.

Noch lange hinterher hieß es oft: "Schweizer, wissen Sie noch die Margeriten?" Ein leuchtendes Bild wird's in all den Männerherzen hinterlassen haben, die wieder hinaus mußten in Mann und Tob. Wer sieht wohl in die vier Jahre noch Margeriten blühen und hört im Geiste, Heinerles, des verwundenen Lieblings Stimme, sagen: "Margeriten, o die schönen Margeriten."

M. L. S.

### Ein Strafenparlament.

Ein erschütterndes und lehrreiches Bild von der Art, wie heute in Rußland politisiert wird, verdanken wir dem Petersburger Berichterstatter der "Berlinerische Zeitung", der seine Studien an Ort und Stelle gemacht hat. Der dänische Journalist schreibt:

Nirgends in der ganzen Welt habe ich eine solche unbegrenzte Bewegungsfreiheit gesehen wie im Rußland der Revolution. Ohne irgendeinen Erlaubnis eingeholen, veranlassen man eine Stenogrammdeklaration oder eine Freilichtversammlung. Die zwei Pole, zwischen denen sich alle Revoluzzer bewegen, sind Wilkuz und Penza. So findet man auch in jeder zusammengesetzten Gruppe zwei Revoluzzer, die lungensträufiger als die übrigen, gleichsam einen Revolver, wie im amerikanischen Ober, anführen.

In einem dieser öffentlichen Klubs hielt da a. S. ein intelligent aussehender Arbeiter, der verlangte, daß die gemeinsamen Annahmen zwischen dem Jaren und den Miliziers veröffentlicht werden. "Ist es nicht eine Schande für das freie Rußland", so rief er aus, "daß wir an Annahmen gebunden sein sollen, die der blutige Kisalet mit den Imperialisten Englands und Frankreichs geschlossen hat?" Beifall bei einem Zelle der Menge. "Und was soll das russische Volk mit Konstantinopel? Wieder mit Konstantinopel? Was ist die Zweckart? Wieder mit Konstantinopel?"

Kun melbet sich ein junger Offizier und verlangt, gehört zu werden. "Kameraden!" so rief er mit hell klingender Stimme, "ein freies Land kann niemals die Sache der Freiheit veranlassen. Der Arbeiter nennt es eine Schmach, wenn wir die Annahmen des Jaren einhalten. Es wäre aber eine noch größere Schmach, wenn wir uns Verbindungen veranlassen würden, das freie England und das republikanische Frankreich. Um was kämpfen sie denn? Für die Befreiung der Menschheit von dem gänzlich blühenden Militarismus! Darin wir diese Sache veranlassen? Kun, Kameraden?"

"Nein, nein," antwortet ein großer Teil der Umstehenden. "Sollen wir also weiter kämpfen und hungern, nur damit einige Leute reich werden und Millionen zusammenraffen?" wief der Vordarfer des Offiziers geschieht ein. "Nein, nein!" erwidert er wieder aus der Menge. Einige der Anwesenden sind außerst unparteiisch in ihren Ausgebungen, sie spenden sowohl dem Anhänger Lenins wie dem Bewunderer Wilkuzus ihren Beifall. "Wieder mit Lenin!" ruft nun ein kleiner Herr mit Anseher und goldgezierter Spoglerstoch. Unter den Anhängern Lenins geht sich drohende Erregung, aber der Offizier fällt beschwichtigend ein: "Ich will nichts gegen Lenin sagen. Aber ist er nicht durch Deutschland gereist? Man versteht jetzt, weshalb Wilkuz so sprechen die Russen den Namen aus ihr durchgelassen hat!"

### Kriegsziele der Fortschrittler.

Der Landesansatz der Fortschrittlichen Volkspartei Eadsjens beschäftigte sich am Sonntag in Dresden mit der innern und äußern Politik. Reichstagsabgeordneter Dr. Biemer erklärte, angeblich in Lieberstein, die Annahme mit den Nationalliberalen, es sei unrichtig, daß sich der Reichstagsler bemüht habe, für die Kriegszieldebatten im Reichstag einen Kanxlerblock zusammenzuschließen. Bethmann habe mit dem Zusammengehen der Mittelpartei gar nichts zu tun. Es sei vielmehr die übereinstimmende Ueberzeugung der Parteien gewesen, daß die Zeit noch nicht gekommen sei, um in dreier Form von Regierungstätigkeit aus über die Friedensbedingungen zu sprechen.

Weiter sagte Biemer nach einem Bericht des "Berliner Tageblatts", die Propaganda für einen Frieden ohne Annahmen und Entschädigungen sei höchlich, denn sie ermuntere nur die Feinde, die kein Risiko mehr für sich haben, wenn sie den Krieg fortsetzen. Der Fortschrittliche Volkspartei sei zwar ein entschiedener Gegner unerlöser (!) Annahmungspläne, doch müsse eine Sicherung unserer

Grenzen im Osten und Westen als wünschenswert erachtet werden. Auch sei im hohen Grade wünschenswert, daß in Form einer Kriegsentwädigung ein Teil unserer Ausgaben ersetzt werde. Eine Verminderung des bisherigen Monatsausbusses unter Einwirkung anderer Teile könne auch in Frage kommen.

Zur inneren Politik übergehend sagte Dr. Biemer: In die Überbetrieblichkeit des Staates sei nicht nur der heutige Reichstagsler, sondern auch alle kommenden Regierungen gebunden. Neben der Reform des Preußischen Herrenhauses komme es vor allem auf den Ausbau der Reichsverfassung an. Wahrscheinlich werde noch in diesem Reichstag eine Vorlage über Vermehrung der Reichstagswahlkreise eingebracht werden. Der Verfassungsausschuß werde sich jetzt wohl dem Ausbau der Verfassungen in den Einzelstaaten, besonders in Mecklenburg, zuwenden. Die Fortschrittliche Volkspartei befenne sich offen zum Grundgedanken des parlamentarischen Regimes. Eine entsprechende Entschließung wurde angenommen. Weiter kam ein Antrag zugunsten des Frauenwahlrechts zur Annahme.

### Almosensammlung für Kriegsbeschädigte.

Zu der Sammlung, die vom Reichsausschuß für Kriegsbeschädigte zum Zwecke der Erhöhung der Kriegsbeschädigtenrente veranlaßt werden soll, protestieren viele Kreise. Auch rechtslebende Organe wenden sich gegen sie. So schreibt z. B. die rechtslebende "Tagl. Rundsch." u. a.:

Wir stimmen dem "Vorwärts" zu, daß es Pflicht des Reichstages ist, unermüdet die Mittel bereitzustellen, um die Kriegskriegs- und Kriegsblinden vor "bitterer Not" zu bewahren. In ihre Kriegsbeschädigten, die der Krieg außerstand gesetzt hat, noch zu ihrer in jedem Falle künftigen Hilfe etwas hinzuzubringen, haben geradezu Anspruch darauf, daß der Staat wenigstens insoweit für sie und ihre Familien eintritt, daß sie nicht Not leiden und so unbedeutend auf Sammlungen mittelbarer Bürger angewiesen bleiben. Es sollen nicht Almosensammlungen werden. Wenn der Staat keine Fürsorgepflicht für sie in dem Maße erfüllt hat, daß sie für die bittere Not freizein können, dann wird es mit ungeliebter Vergewaltigung zu begründen sein, wenn auch noch obendrein für sie gesammelt wird.

Die wir zu dem Plane, für Kriegsbeschädigte den Ringelbeutel zu schenken, stehen, haben wir bereits dargelegt. Unvorordentlich bezeichnend ist, daß selbst rechtslebende Blätter diese unwürdige Sammlung ablehnen. Im "Vorwärts" nimmt nun ein Kriegsbeschädigter selbst das Wort, um auszudrücken, wie er die Sache ansieht. Wir entnehmen einen Ausführenden:

Wir Kriegsbeschädigte sind keine Bettler, die man mit Almosen absperrt, wir sind die Gläubiger des Staates, gegen den wir auf Grund unserer Leistungen und Opfer Rechteanspruch haben. Diese Gläubigerstellung halten wir fest, weil sie die rechtliche und moralische Grundlage aller unserer Forderungen bildet, und lassen und nicht ans ich in die Halle von Almosensammlungen setzen. Genau so, wie die Besondere vom Kriegsanfange sich als Gläubiger des Staates fühlen, und es sich schwer verdienen würden, wenn man für sie sammeln ginge, anstatt ihnen pünktlich ihre Forderungen auszuzahlen, genau so fühlen wir uns als Gläubiger, die wir mehr als Geld, die wir Gesundheit und Glieder hingegeben haben, und verdienen es uns daher, wenn man uns statt harter Rechtsansprüche wirkliche Almosen anbietet.

Derartige Sammlungen mit amtlicher Begünstigung können nur bewirken, daß unsere berechtigten Ansprüche auf Erhöhung der gesetzlichen Rente nicht erfüllt werden bzw. ihre Erfüllung geschädigt wird. Weiterhin wir Kriegsbeschädigten die Hilfe durch private Mithätigkeit, so verlangen wir um so dringender vom Reichstag und Regierung scheinliche Heraussetzung der Rente auf einen Stand, welcher den heutigen Lebenskosten entspricht. Aber mit der Heraussetzung der Rente allein ist es auch nicht getan. Andere Grundzüge der Besehung tun not, die weniger den Dienstgrad des Beschädigten und mehr den Grad seiner wirklichen Erwerbsunfähigkeit berücksichtigen. Und schließlich ist das Rechtsverfahren von Grund auf zu reformieren. Wir verlangen ein öffentliches, mündliches Reklamationverfahren, in dessen Spruchinstanz nach dem Vorbild der Invalidenversicherung Vertreter der Kriegsbeschädigten mitwirken, namentlich soweit es sich um Gewährung, Entziehung, Hinauf- und Sinnabgabe der Rente handelt.

Es wird dann noch an der Hand von Zahlen, die von Wolffs Bureau mitgeteilt wurden, nachgemien, wie dringlich die wirtschaftliche Lage der Kriegsbeschädigten ist. Nach einer Statistik in der Rheinprovinz kommt auf die Familie eines erwerbsunfähigen Kriegsbeschädigten durchschnittlich ein Monatsbetrag von 67,80 Mark; auf den Kopf des einzelnen Familienmitgliedes ein Betrag von etwa 15,70 Mark. In den ersten Kriegsmontaten hätte sich dieser ein Sturz der Entrichtung erhoben über diese "Verforgung" der Kriegsbeschädigten, jetzt herrscht darüber eine merkwürdige Ruhe. Es wird eine der vornehmsten Aufgaben unserer Partei sein, dafür zu sorgen, daß den Kriegsbeschädigten ihr Recht wird.

### Notizen.

Demission des Reichstagsabgeordneten Ministeriums. Ministerpräsident Ham-Burstein hat infolge des Scheiterns des Potsdam-Vertrages die demissionen der Reichstagsabgeordneten des Reichstages nicht zu bewilligen, den Rücktritt des gesamten Kabinetts angeht.

Schlechte Erntebausichten. Die Erntebausichten Schwedens und Dänemarks sind infolge der großen Trockenheit sehr düster. In erster Linie werden fast überall die Weizenfrüchte im Monat Mai bedeutend unter den normalen, ganz besonders littan darunter. Vorwissen, große Teile Mittelschwedens sowie die westliche Hälfte. Das Wachstum

ist sehr verspätet und unentwickelt. Sollte der Regen fortwährend ausbleiben, so dürfte das Land mit einer Missernte zu rechnen müssen. Auch in Dänemark sind die Aussichten sehr düster. Die Getreideernte dürfte sehr geringfügig sein. Die Getreideernte ist vielerorts unentwickelt. Vor acht Tagen waren die Aussichten auf eine gute Ernte noch ziemlich günstig. Seitdem ist die Lage sehr ernst geworden. Bald einsetzende ausgiebige Niederschläge würden noch eine Besserung herbeiführen können.

Die brasilische Regierung verlagert. Die Führer der in Brasilien beschlossenen deutschen Schiffe haben nach einer Enternennung aus Rio de Janeiro gegen diese Maßnahme Einspruch erhoben und gegen die brasilische Regierung auf geeigneten Wege die Klage angebracht.

### Vertikale Vorstöße.

H. E. B. Großes Hauptquartier, 19. Juni 1917. (Anteil.)

#### Westlicher Kriegskreislauf.

##### Heeresgruppe Kronprinz.

In der Fländeren- und Ardenne-Front ist die Lage unverändert. In westlicher Richtung bewegt der Artilleriekampf an mehreren Stellen eine besonders heftige Beschäftigung der Fronten. Ostlich von Monchy waren unsere Sturmtruppen die Engländer aus einigen Gräben, die bei den Kampfen am 14. Juni noch in Heindehand geblieben waren.

##### Heeresgruppe Duiffier-Kronprinz.

Von neuem verkehren die Franzosen bei Ginchon der Danelstein, die ihnen kürzlich entrissenen Gräben nördlich des Weidricher Forts wiederzugewinnen; ihr vorwärtiger Ansatz wurde zurückgeschlagen. In der Champagne bringt der Feind gestern morgen nach hartem Feuer in einem weitgehenden Teil unsere Stellungen südwestlich des Fochberges. Ein abend unternommenen Versuch zur Erweiterung seines Besitzes ist zum Scheitern gekommen.

##### Heeresgruppe Herzog Albrecht.

##### Nicht Kampf.

##### Kein

##### Östlichen Kriegskreislauf.

und von der

ungeordneten Front sind größter Kampfanordnungen nicht gemeldet. Der Erste Generalquartiermeister Ludendorff.

### Depechen.

#### Serbien.

BEZ. Raabid, 19. Juni. (Mitteilung des Vertreter des Wiener F. L. Telegraphen-Bureau-Präsidenten) Dem "Impressari" zufolge verbrachte ein U-Boot in der Nähe von Samsel bei der englischen Kreuzfahrtschiff "H. G. 240" (5000 Tonnen) mit Treibstoff und Kriegsmaterial für Saloniki. Der Dampfer war von vier U-Boots-Jägern begleitet, von denen zwei gleichfalls untergegangen und die anderen zwei mit schweren Beschädigungen davonkommen sind. In der Nähe der U-Bootsjäger wurden die beiden italienischen Dampfer "Seri", 5567 t, "S.A.Z." und "Seri", 1998 t, mit 9000 Tonnen Munition, Eisen und Rohle von Anzorens nach Neapel unterwegs, versenkt. — Kapitän Gormel von Helms erwiderte den U-Boot dem in der englischen Dampfer "Samsel", 5800 Tonnen, mit einer Kollisionsladung von Treibstoff nach Gibraltar. — In der Nähe von Alicante kam es zwischen einem U-Boot und einem Geleitzug von 10 Dampfern zu einem heftigen Kampfe. Währe Eingelassenen stehen.

H. L. B. London, 19. Juni. (Kontor.) Antall. Ein feindliches U-Bootversteck am 2. Juni den britischen Kreuzfahrtschiffen "Cameronian", 5881 t, der eine geringe Zahl von Treibstoffen an Bord hatte, im Britischen Mittelmeer. 52 Mann der Besatzung und 11 Mann der Besatzung, darunter der Kapitän, werden vermisst.

H. L. B. Rotterdam, 19. Juni. Die Minister melden, daß das niederländische Segelschiff "Albericus Drenter", das am 4. Februar mit 8000 Ballen Tabak von Surabaja nach Rotterdam anfuhr, versenkt wurde. Die Besatzung wurde in Plymouth gelandet.

#### Die Engländer lehnen ab.

H. L. B. Rotterdam, 18. Juni. Der Kienter Rotterdamische Courant" meldet aus London: "Deutsch Russ" (Herald) schreibt über die Erklärung der deutschen sozialdemokratischen Arbeit, daß sie keine besonders ermutigenden Ansichten für eine Verhinderung der kriegführenden Völker eröffnen. Das sie spreche mehr des Verlangens, die bestmögliche Interessen zu schützen, als der Wunsch, die großen Schmachte von Nationalität, Gerechtigkeit und Freiheit festzuhalten. Was die praktische Anwendung dieser Grundsätze betrifft, so sei die Erklärung ein unmöglicher Dokument. — Der "Manchester Guardian" (liberal) schreibt, die Erklärung der deutschen Sozialdemokratie sei keine Verkündung des Friedens, sondern eine trügliche Propaganda. Die Arbeiter müßten jeden Zweifel darüber beseitigen, daß sie von diesem Krieg nicht verlangen, was nicht zum Besten der Menschheit sei.

#### Explosion.

H. L. B. Sibirien-Galpa bei Ostfriesland, 19. Juni. (Anteil.) Gestern den 18. Juni hat sich kurz nach 9 Uhr abends in der Fabrik und in dem Brauwerk Sibirien-Galpa bei Ostfriesland ein Brand und Explosionen unglücklich ereignet. Ueber die Entstehungsursache konnte noch nichts ermittelt werden. Die ersten Meldungen haben sich glücklicherweise als übertrieben herausgestellt. Trotzdem ist der Verlust an fünf Menschenleben zu beklagen, deren Zahl sich durch den Tod Schwereverletzte nach und nach 10 bis 12 erhöhen dürfte. Die Zahl der Leichtverwundeten beträgt ungefähr 30. Verletzte und militärische Hilfe waren sofort zur Stelle. Der größere Teil des Betriebs wird voraussichtlich in einigen Tagen wieder aufgenommen werden.



# Beilage zur Volksstimme.

Nr. 17.

Halle, Mittwoch den 20. Juni 1917.

1. Jahrgang.

## Wie die Parteispaltung gekommen ist

Von Adolf Zehle, Halle.

Das eben ist der Grund der bösen Tat —  
Wer hat die Spaltung vorbereitet?

VI.

Bisher konnte festgestellt werden, daß anfangs die Kreditbewilligung nicht als grundsätzliche Frage aufgesetzt worden ist, daß noch Ende November 1914 Staatsrat selbst in seiner neuen Zeit die Kreditbewilligung direkt gefordert und ausdrücklich die Deutung für unzulässig erklärt hat, das bedeute den Bruch mit der alten Politik der Partei und den Beginn einer neuen, vielmehr habe die Stellung der Partei zum Krieg und im Krieg nichts zu tun mit ihrem Verhalten zur Regierung in Friedenszeiten. Damit ist die erste Nummer von der täglichsten Sonntagsfrage der Unabhängigen, unsere Forderung habe durch die Kreditbewilligung das Parteiprogramm verletzt, Parteitagungsbeschlüsse durchbrochen, Parteigrundhabe verraten, erlegt.

Wenden wir uns zur zweiten ständigen Konvention, die Wittenberg sei von der Mehrheit hinausgedrängt worden. Im Spätherbst 1914 wurde bekannt, daß sich ein Franz Wehring und Moja Luxemburg ein kleiner Kreis verarmelt habe, der sich das Ziel gesetzt habe, einen Sturm gegen die Fraktion zu entfesseln. In der Verner Tagwacht erschienen gleichzeitig die ersten Brandartikel gegen die „Verärter“ in der Fraktion und die „Regierungsfreunde“ im Parteivorstand. Man schrieb die Artikel dem von Jener Parteitag gestüpften Kadel (Sobelsohn) zu, dem in Bremen der Boden zu heiß geworden war. Staatsrat, Hohe und Lebedour wollten zunächst noch nichts mit den Stürmern der Wehringischen Richtung zu tun haben. Und Kade hat im Novemberherbst der „Int. Soz. Review“ von 1916 ausgedrückt, daß nur er, Liebknecht, Br. Dersfeld und Gente bereits im August 1914 zur Parteispaltung bereit gewesen seien. Aber „die zehn Opportunisten“ — gemeint sind damit Hohe, Lebedour und die übrigen Kreditgegner — hätten nicht mitgemacht und den vieren gedrückt, sie würden mit ihrer Opposition nichts anderes erreichen als einen Kaderfolg.“ Kade hat fort: „Die kleine Zahl der Vierzehn aber nochmals zu spalten, hätte bedeutet, sie allen Einflusses auf die Parteipolitik zu berauben. Um dem zu begegnen, rüsten sich die vier.“

Als Liebknecht freilich in der zweiten Septemberhälfte 1914 in Wittenberg Versammlungen und Besprechungen abhielt, erwiderte bereits Wehring und Kade, er seien mit dem Gedanken einer Parteispaltung heraus. Am 9. November 1914 beschloß man in Stuttgart den Vorstoß gegen die „Schwächlinge Tagwacht“, die Gründung eines Genorgans, die Beitragsliste und die Gründung einer eignen Landesorganisation. Seit April 1915 gaben Wehring und Moja Luxemburg ihre Monatsblätter Die Internationale heraus. Das erste greifbare Ergebnis zeigte sich in Berlin, denn hier trat im Mai 1915 eine kleine Gruppe zusammen, die sich die Aufgabe stellte, „die Opposition innerhalb der Partei über das ganze Reich zu organisieren und zu zentralisieren“. Staatsrat mochte noch nicht mit. Er schrieb damals vielmehr in der Neuen Zeit:

Wir müssen die Organisationen und die Organe der Partei und der Genesellschaften intakt halten, ihre Mitglieder beobachten ebenso vor Unvorsichtigkeiten wie vor feiger Ränkenhändeln. Das ist ja selbstverständlich, und es gibt keinen Genossen, der nicht in diesem Sinne handelte.

## Der Tanz des Todes.

Von W. Wabnitz.

Aus dem Aussprechen von Viktor Katsinow.  
(6. Fortsetzung.)

Während dieser Pause fragte der bereidigte Advokat E. einen der Generale: „Ergreifen werden mir vielleicht sagen können, weshalb diese Leute hingerichtet werden sollen? Man hat ihnen ja kein Verbrechen nachgewiesen. Es ist leicht möglich, daß Diebe den Schatzmann köleten, was um so wahrscheinlicher ist, als die Leiche beraubt wurde. Um einen Menschen zu hängen, muß man die Gewisheit seines Verbrechens haben, denn Vermutungen genügen nicht.“

„Wissen Sie, mein Herr“, erwiderte der General, „natürlich muß man diese Gewisheit haben, sie tragen aber... rote Fahnen in der Stadt herum... ja... hielten gewisse Reden... die ganze Stadt kennt sie... die Polizei erachtet sie als Menschen, die einer solchen Tat fähig sind... Und erinnern Sie sich noch, mein Herr... wie man uns im Gymnasium ein Sprichwort interpretierte... na, wie heißt es doch gleich... lateinisch... aber, jetzt fällt es mir ein: Vox populi, vox Dei! Wird man denn einen anfälligen Menschen eines Verbrechens bezichtigen? — Durchaus nicht... solche Tadeln können aber werden von jedem gern verdächtigt. Und das mit Recht!“

Und auf Grund solcher Argumente werden Menschen durch diese Genen zum Tode verurteilt.

Mitternacht brach bereits an, als die Generale nach Änderung der gegenseitigen Dispositionen sowie der letzten Erklärungen seitens der Angeklagten das Damenboudoir aufsuchten, um das Urteil zu sprechen.

In diesem Tage waren alle total erschöpft. Mit Angst und Schreden erwarteten die Angeklagten den Urteilspruch. Die Minuten dünkten sie eine Ewigkeit zu sein. Denn in diesem Augenblick wird dort ihr Schicksal gezo-gen. Leben oder Tod?

Mit Frauen blüden sie die unheilvolle Tür an.

Nicht minder notwendig wird aber die innere Geschlossenheit der Partei, der Verzicht auf jede Eigenbrötelei. Wir sind eine Partei der Selbstkritik, aber unter dem Kriege muß diese Kritik in manchen Dingen sich dem ersten Erfordernis. Hinter ihrer Praxis müssen wir alle einmütigen, geschlossener stehen als je. Nicht Kritik, sondern Vertrauen ist jetzt die wichtigste Bedingung unseres Erfolgs.

Dieses Bekenntnis sollte ihm übel bekommen. Im Maiheft ihrer „Internationale“ kürzten ihn dafür Wehring und K. Luxemburg gründlich ab. Sie bezeichneten ihn als Theoretiker des Empiries, der schon seit Jahren die Theorie zur willkürlichen Magd der offiziellen Praxis der Parteinstanzen degradierte.

Seine Theorie sei die „des freiwillig übernommenen Eudemonismus“. Und so weiter. Da war es mit Staatsrats Heftigkeit vorbei. Er fiel um und mit ihm Hohe, der allerdings erst dann sich zu erheben gab, als die Fraktion in die Ferien gegangen war. Er machte das auf folgende kritische Weise: Nachdem im April die Annexionsgebiete der sechs auf allbeimlichen Boden stehenden Wirtschaftszweigen bekanntgeworden waren, beschloß am 7. Mai der Parteivorstand auf Antrag Gentes die Herausgabe eines Auftrags „Sozialdemokratie und Arbeit“. Die Reichstagsfraktion, die Kontrollkommission und eine Konferenz der Parteibeauftragten stimmten dem einmütig zu. In der gleichen Sitzung hatte der Parteivorstand auf Antrag Müller beschloßen, ein Memorandum an den Reichstanzler zu richten, in dem die Annexionsbestimmungen der sechs Wirtschaftszweige zurückgegeben werden sollten. Genosse Hohe wurde mit Ausarbeitung dieser Denkschrift beauftragt. Auch den Friedensauftrag sollte Hohe entwerfen. Aber auf seine Anregung wurde die Ausführung verzagt, weil der Eintritt Italiens in den Krieg beherrschte und das kein geeigneter Augenblick für eine Friedenspropaganda sei. Diesen Einwand wiederholte Hohe, als am 28. Mai der Parteivorstand die Bekanntgabe des Friedensauftrags erneut für angezeigt hielt. Nachmals trugen sich die andern Vorstandsmitglieder ihrem Vorhaben. Diesem aber unmittelfach darauf in mehreren Vorstandssitzungen nicht erschienen und Hohe fortwährend das Manuskript für den Friedensauftrag noch das für das Memorandum an den Kanzler hinterließ, entstand eine betrübliche Mißstimmung gegen ihn. Das Mädel war bald gelöst. Eine daß Hohe seinen Vorstandsfolger die letzte Andeutung seines Vorhabens gemacht und ohne daß er die übernommenen Manuskriptentwürfen ausgeführt oder den Auftrag zurückgegeben hätte, veröffentlichte er mit Staatsrat und Fernstein am 19. Juni in der „Zeitschrift Volkszeitung“ das bekannte Gebot der Stunde, morin dieselben Gedanken ausgeführt worden waren, die im Friedensauftrag des Parteivorstandes hatten Verwerfung finden sollen.

Wenn das nicht der ordinärste Treubruch ist, den ein Parteivorstand seiner Vorstandsfolger und der ganzen Partei gegenüber begehen kann, dann weiß ich nicht, was darunter verstanden werden soll. Als die Fraktion mehrere Wochen darauf wieder zusammentrat, bestand große Neigung, mit Hohe's Fraktionsvorsitz Schluß zu machen. Seine Vorstandsfolger, die vielgestärktesten Schwedemann, Ebert und Müller waren es, die uns davon abrieten. In zu hochzeitiger Weise wurde aus Respektlosigkeit ausgelegt, was etwas ganz anderes gewesen war. Wir haben den uns verletzten Schlag hingenommen, um des Parteifriedens willen. Hatte Rücksichtnahme ist übel gelohnt worden, denn das

Ihre erwartungsvollen, bleichen Gesichter und ihre brennenden Augen zeugen von einer tiefen Erregung. Im Saale herrscht Totenstille... Pöhllich nähert sich dem Piano der Gerichtsfunktionär, ein eleganter Gardeoffizier, öffnet daselbe, nimmt daran Platz, befinnt sich einen Augenblick — und die sanften, schmerzvollsten Klänge des Chopinschen Trauermarsches durchdringen den Saal... Zimmer stärker und gewaltiger schwellen seine Klänge laut an, gleichsam in der Luft schwirrende schaurige Totengespinnster legioneweise heraufbesührend... Die Trauermelodien entspringen vollkommen einer erschütternden Wirklichkeit und der Gemütsverfassung der Angeklagten: sie vermeinteten sich die kalte Umarmung des Knochenmanns zu spüren... Der letzte Akkord verlang... überall Grabesstille... Die Tür des Damenboudoirs wurde heftig aufgerissen, die Richter erschienen... Drei zum Tode verurteilt! Der vierte zu zehn Jahren Katorgal!

Der Adjutant eines Generals, der pflichtgemäß dem Prozeß beizuwohnen, konnte sich nicht beherrschen, als er dieses unmensliche und graumächtige Urteil vernahm. Sich an den Advokaten L. wendend, sagte er: „Für dieses Gericht, mein Herr, kann ich keinen Namen finden! Das ist doch unmenslich und entsetzlich! Zwölf Jahre schon diene ich als Offizier, aber niemals ist es mir in den Sinn gekommen, daß bei uns solche Ungerechtigkeiten herrschen könnten... Sie schwören im Namen Gottes, aber mein Herr, wenn Christus vor diesem Gericht stände, würde er gewiß von ihm verurteilt und aufgehängt... Er war doch der erste Sozialdemokrat... Rein, nein!“ rief er, „sie würden ihn ohne Gericht einfach erschießen.“ Pontius Pilatus war ein Bureaucrat, jedoch mit unsern hatte er keine Ähnlichkeit. Indem er Christus dem Tode überantwortete, wußte er in Gegenwart des Volkes seine Hände und sprach: „Ich bin unschuldig am Blute dieses Gerechten!“ — Aber unfrühe blutenden Wunden niemals ihre vom Menschenblut beulenden Hände!

„Gebot der Stunde“ erwies sich als wohlwogendes Schenken der Brandartikel in die Burg unserer Organisationslosigkeit. Darüber wird noch einiges zu sagen sein. Die Frage aber, wer die Parteispaltung vorbereitet hat, dürfte nach den vorstehend angeführten Lastzügen einwandfrei zu beantworten sein.

## Halle und Saalfreis.

Halle, 20. Juni 1917.

### Noch etwas über Legate und Stiftungen.

Die Stadt ist bei Übernahme eines Legats an die Bestimmungen gebunden, die der Spender an das Vermächtnis geknüpft hat. Die neuern und größten Stiftungen halten sich meist frei von Kleinlichen Vorschriften; früher jedoch waren solche nicht selten. Da verwaltet die Stadt heute noch eine Stiftung, die jährlich 6 Mark Zinsen bringt. Nach Bestimmung des Legators sind diese 6 Mark jährlich an seinem Geburtstag an sechs arme alte Bürger zu verteilen, so daß jeder 1 Mark erhält. Dieser unangenehme Versuch, sich selbst zu bewegen, mag der Lebensauffassung veralteter Zeiten entsprochen haben; in unsere Tage gehört das nicht mehr hinein. Andre Legatsverträge lassen zwar die lebenswärtige Arbeit erlernen, für bestimmte Postfälle Hilfe zu bringen, aber trotzdem müßen sie bei unsern veränderten Lebens- und Wirtschaftsbedingungen schallend sein. Da will ein Legat die Zinsen „an die ältesten und würdigsten Armen, nicht unter 12 Mark an jeden“ verteilen. In Betracht können höchstens 18 Beneficiäre kommen. Wer soll sie herausfinden? Ein anderer Legator ist bestimmter. Er will die Nutzung seiner Stiftung verabschiedet sehen „an acht verarmte Arme zur Befähigung von Feuerwerksmaterial, nach Bestimmung des Ersten Bürgermeisters“. Da jeder etwa 75 Mark erhält, läßt sich das schon eher hören. Aber aus eigenem Wissen kann der Erste Bürgermeister unmöglich in einem großen Gemeindefest acht verarmte Arme ausfinden. Wieder ein Legat mit nur 50 Mark Jahresnutzung soll „allen bedürftigen Armen im Marienviertel zur Befähigung von Feuerwerk“ dienen. 100 Mark aus einer Stiftung soll eine mit Namen genannte Dame erhalten, solange diese lebt und unbeschäftigt ist. Die übrigen Zinsen sind „an verarmte Arme weiblichen Geschlechts aus den besten Ständen zu verteilen.“

Ein Legat will je 20 Mark spenden an „Anaben und Mädchen, die bedürftig, würdig und fleißig sind nach Anordnung der Direktoren der Volksschulen“. Alles in allem kommen 30 Anaben und Mädchen in Betracht. 130 Mark sollen bezugsfähig werden „zu nützlichen Weichnachtsbesuchen für Waisen, deren Eltern in der Vorstadt Glaucha an der Cholera verstorben sind“. In Ermangelung solcher Kinder erhält „die Kinderbewahranstalt in Glaucha“ das Geld. Der Eduard Robertische Hofmannspension beträgt 12 000 Mark. Von den Zinsen soll die Hälfte zum Kapital geschlagen werden, bis daselbe 150 000 Mark groß ist. Die andre Hälfte der Zinsen, also etwa 300 Mark jährlich, soll an arme bedürftige Einwohner von Halle in Spenden von je 5 Mark gegeben werden, doch mit der Maßgabe, daß die Hälfte, also etwa 150 Mark, ausschließlich den Armen der Marien-Gemeinde zugunsten“. Wer kauft hat, mag bedauern, noch wie vielen Jährzinsen bei Zinsausfall die 150 000 Mark voll sein werden. Jährlich 78,50 Mark sollen gegeben werden an „wirklich verarmte Arme, namentlich Frauen, die vielleicht bessere Tage gesehen haben, aber ohne Verbsuchen in Not und Bedrängnis geraten sind“. 60 Mark

### Die Hinrichtung.

Marschau hat einen Galgen. Bereits ein Jahr „arbeiten“ er. Er ist sorgfältig und stabil gebaut.

Der Galgen ist das Symbol des Kampfes, der zwischen der Regierung und einem mutigen Volke wüthet. Menschen werden in Marschau schon seit langer Zeit gehängt, bis jetzt aber steht dort kein ständiger Galgen. Bei jeder Hinrichtung wird er neu neu aufgestellt und dann wieder auseinandergenommen. Die Bretter, Balken und Stützklößen werden irgendwo im Winkel des Gefängnis-hofs aufgeschleppt.

Trotzdem in Schiffsberg so viele Todesurteile vollstreckt wurden, hatte man keinen ständigen Galgen. Nach der Hinrichtung Volmachers\*\*\*) wurde er auseinandergenommen, aber bald darauf benutzte man ihn für Kalla-jew.\*\*\*)

Während einer Klauerei mit einem dort stationierten alten Gendarmen, dem Zeugen aller Hinrichtungen, fragte ich denselben: „Gibt ihr denn den Galgen, der nach der Hinrichtung Kalojevs auseinandergenommen wurde, noch in Verwendung?“

„Nawohl!“ erwiderte der Alte, „sie haben ihn dort im Winkel liegen lassen. Die Dreibeige hat ihn wegessen, wie schon wandert er in den Dorn; übrigens wurde er jedoch zur Hälfte für den Hausbedarf auseinandergehoben.“

Der Gendarm befand sich im Irrtum, denn der Galgen fand für Frau Konoplankin\*\*\*\*) neue Verwendung: die Bretter und Balken, die ich in der Nähe des Bodenhauces sah, hat man wieder aufgestellt, um eine Frau aufzuhängen.

Die Regierung schuf für die Auffstellung und das Auseinandernehmen des Galgens einen Spezialfonds, der andre Gefängnisfonds entnommen wird. In jedem einzelnen Falle wird eine gewisse Summe für die Entlohnung der

\*) Richter des Ministers Epiphany.

\*\*) Richter des Grafen von Sergius.

\*\*\*) Sie wurde ein Maler an dem General Winn.

